

Vor Torschluss

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor Torschluf.

Skizze von Anna Burg.

(Nachdruck verboten)

Der Hofftetter Johann wollte sterben. Er hatte ein Recht dazu, denn er war neunzig Jahre alt. Sein Leben war nicht nur an Arbeit und Mühe köstlich gewesen, sondern auch an Gesundheit, an Kraft, an Genüßfähigkeit. Er hatte das Land bebaut, gesät, geerntet, geschafft, im innigen Verkehr mit der Natur und seinem Gott gelebt. Er war immer aufrecht einhergegangen und kein Gebrechen hatte sich je an seinen starken Leib gewagt. Jetzt aber, auf einmal, war es vorbei. Von einem Tag auf den andern, ohne lange Vorbereitung, hatte er sich ins Bett gelegt und die feste Absicht bekundet, sterben zu wollen. Niemanden aus seiner Umgebung war es aufgefallen, daß ihm etwas fehle, und seine alte Schwester, die mit ihm hauste, glaubte auch nicht daran. Sie schimpfte weiblich mit ihm, daß er sich in seinen alten Tagen einfallen lasse, sich für krank zu halten. Als er aber am dritten Tag noch nicht aufstand, ließ sie den Arzt holen. Der würde ihm schon den Standpunkt klar machen, hoffte sie. Der Doktor kam. Er setzte sich neben das Bett des Hofftetter Johann und schaute mit stillen Mäheln in die immer noch hellen Augen des wetterfesten Bauern.

„Was fällt euch ein, Hofftetter, krank wollt Ihr sein? Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß ich mich einmal zu Euch ans Bett setzen würde.“

„Wäre auch nicht nötig“, meinte Johann gutmütig; „ich bin nicht krank, aber zum Sterben ist's Zeit.“

„Wie wollt Ihr aber das anstellen, wenn Ihr nicht krank seid?“ fragte der Doktor.

„So, ich brauche bloß warten“, erwiderte der Alte, „bloß ein wenig warten. Das ist gerade so, wie mit einem alten Baum. Es kommt eine Zeit, er stirbt ab und muß umgehauen werden. Er braucht nicht krank zu sein. So ist's mit mir.“

Der Arzt faßte nach der knöchigen Hand, die auf der Decke lag, und umspannte mit seinen geübten Fingern das harte Handgelenk. Er sah es wohl, der Johann hatte recht: In den Adern seines Körpers begann der Kreislauf des Lebens zu stocken, er brauchte nur ein wenig zu warten. Und den Doktor ergriff eine nachdenkliche Wehmut. Es mußte wohl schön sein, so reisefertig auf den großen Ruf zu harren, zurückzublicken auf ein abgerundetes, arbeitsreiches Leben wie auf ein schön vollendetes Werk und sich nun zum ewigen, geheimnisumschleierten Feiertag zu rüsten. Und weil er sah, daß der Bauer sich dazu anschickte, ohne irgendwelche ängstliche Unruhe zu bekunden, so sprach er auch nicht in entgegengesetztem Sinn zu ihm; er ging vielmehr wie selbstverständlich auf die Sterbedee des Alten ein und besprach mit ihm dieses bevorstehende Ereignis, wie wenn es sich in Wahrheit um eine Reise gehandelt hätte. —

Aber nachdem alles Außerliche durchgesprochen war, nachdem der Johann seinem Zuhörer genau auseinandergesetzt hatte, wie er sich das Leben seiner Schwester nach seinem Tode dachte, schien über ihn eine merkwürdige tiefe Nachdenklichkeit zu kommen, die nach und nach seine ruhige Stimmung zu trüben begann. Er fing an, von der Vergangenheit zu sprechen. Und zwar beschäftigten ihn nicht etwa die lektverflossenen Jahrzehnte, sondern er wanderte zurück in seine Jugendzeit. In abgerissenen Sätzen sprach er von dazumal, erzählte unzusammenhängende Bruchstücke aus seiner Kinderzeit, Streiche aus seinem Jünglingsalter. Es war, als ob in seinem Gedächtnis nach und nach von verhüllten Bildern ein Vorhang weggezogen würde: sie kamen eins ums andere zum Vorschein, er betrachtete sie, wie man ein Bilderbuch aus der Jugend betrachtet und gab zu jedem eine Art Erklärung, als ob der andere mit ihm zugleich in dieselbe Betrachtung vertieft wäre. Schattenhaft

gingen die Gestalten seiner längst verstorbenen Eltern, Geschwister und Verwandten vorbei. Für einen Augenblick standen sie da, kurz skizziert in ihren Eigentümlichkeiten, finster blickend oder lächelnd, ein Kreuz tragend, oder leichten Fußes vorüberhüpfend. Ein versunkener Garten stieg herauf, mit altmodischen Blumen, mit Bienengesumm und Sonnenschein auf Gemüsebeeten. Viel Hoffnung, viel Arbeit, viel Sorge und viel tapferer Mut enthüllten sich durch die hastenden Erinnerungsworte des Alten vor des Doktors Augen. Dieser saß da und lauschte selbstvergessen. In der Geschichte tauchten seine eigenen Vorfahren teilweise auf, von denen er lange nichts gehört, die er selbst kaum gekannt hatte. Auf einmal standen sie da und er sah sie durch den sonnenbeschieneenen Erinnerungsgarten des alten Hofftetter schreiten, also solche, die längst überwunden, längst in stiller Verkürzung aus einer andern Welt auf ihr irdisches, kurzes Dasein blickten. Aber je mehr der alte Mann sich erging in diesen Jugendbildern, desto unruhiger wurde er. Sein Zuhörer merkte es ihm an, daß ein Punkt an seiner Vergangenheit für ihn nicht erledigt war, daß bei der Berührung desselben das alte Herz rascher zu klopfen, heißer zu fühlen begann. Und nach einigem Drumherum kam es zum Vorschein:

„Es war nicht recht“, sagte der Hofftetter, „daß man mich die Marie nicht heiraten ließ. Sie war ein gutes Mädchen. Sie war hübsch und gesund. Sie wäre mir eine gute Frau geworden. Es war nicht recht.“

Und damit verstummte er lange.

„So, so“, meinte der Arzt, „Ihr habt Euch verheiratet wollen?“

„Ja, wie ich fünfundzwanzig Jahre alt war. Aber es hieß, ihr Vater sei krank und die Mutter an der Schwindsucht gestorben; und kurz, sie sei erblich belastet, oder wie man das jetzt nennt. Aber die Marie war gesund. Sie hatte rote Backen und schöne pralle Arme und so weiches, blondes Haar — ich hab' kein solches mehr gesehen. Wir hatten uns gern und wären glücklich geworden. Es war nicht recht, daß man's nicht zuließ.“

„Nun, wer war denn dagegen, Eure Eltern?“

„Ja, freilich, Vater und Mutter; die meinten, ich hätt' noch lange Zeit, fände noch lange eine andere, die von gesunder Familie abstamme. Es war nicht wahr. Ich hab' keine mehr gefunden; keine so hübsch und lieb, keine, die mir gefiel. Darum bin ich ledig geblieben, immer ledig geblieben. Es war nicht recht.“

Er schlug mit der Faust auf die Bettdecke; es schien ihn mit einer plötzlichen Wut zu überfallen und ihm schien erst jetzt so ganz zum Bewußtsein zu kommen, daß man ihn um das Eheglück gebracht hatte.

„Es hat nicht sollen sein“, sagte der Doktor, der nicht umhin konnte, in sich hinein zu lächeln.

Der Johann schüttelte den Kopf.

„Das ist ein dummes Wort, damit trösten sich die Leut', wenn sie ihr Leben selbst in Scherben geschlagen haben. Nein, es hätt' können sein und es wäre schön gewesen.“

Immer zorniger wurde der Alte. Die Runzeln in seinem Gesicht begannen zu zucken. Seine kleinen noch scharfen Augen sprühten ordentlich vor Ärger. Der Doktor faßte ihn bei der Hand.

„Ihr seid doch aber ein Philosoph, Hofftetter, Ihr wißt, was nicht zu ändern ist, über das muß man sich nicht nicht grämen, zu was es gut war. Schließlich habt ihr ja ein schönes, reiches, tätiges Leben gehabt und Eure Sache geleistet.“

„Hab' ich das?“ fragte der Alte etwas besänftigt. „Hab' ich das? Aber ist das alles? Neunzig Jahr — und kein Glück. Soll der Mensch, wenn er stirbt, nur auf das sehen, was er geleistet hat, nicht auch auf das, was er genossen hat?“

Er richtete sich im Bett ein wenig auf, stützte sich auf den Arm und sah den Doktor mit eigentümlichem Blick an.
(Schluß folgt.)